

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 66.

Dienstag, 7. März

1933.

Der falsche Herzog

Roman von Erica Grupe-Lörcher

25. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Ein Dritter gesellte sich zu ihnen, der mir nach der Beschreibung des Detektivs derselbe zu sein scheint wie derjenige, der sie heute im Zuge bereits erwartete. Das Zusammentreffen der drei schien durchaus verabredet.“

„Also stehen beide mit einem Madrider im Komplott!“

„Bei dem Heidenlärm der anderen hat der Detektiv so gut wie nichts von ihrem Gespräch erlauschen können. Nur die Worte „Eskorial“ hat er wiederholt aufgefangen, und „Don Juan d'Autria!“. Das Gespräch dauerte auch nur ganz kurze Zeit. Dann trennten sie sich und die beiden kehrten in ihre Fonda zurück.“

„Was soll die Verabredung mit „Don Juan d'Autria?“ fragte Milagro.

„Ich war noch nicht im Eskorial,“ meinte Miguel, „ich weiß nicht, ob dieser Name irgendwie mit dem Eskorial zusammenhängt.“

„Gewiß. Don Juan d'Autria war ja ein Halbbruder von Philipp II., ein Sohn der Augsburger Bürgerstochter Barbara Blomberg und Kaiser Karls V. Als Sieger der Seeschlacht von Lepanto wuchs die Popularität von Don Juan bei den spanischen Soldaten stark und der ewig mißtrauische König Philipp II. glaubte sich sein Leben lang durch Don Juan auf seinem Thron bedroht. Er schickte ihn nicht nur möglichst weit von Madrid weg, zur Unterwerfung der Niederlande, sondern ließ ihm — so munkelt man noch heute — durch einen geheimen Sendboten Gift reichen. „Ein toter Feind ist ungefährlich!“ dachte Philipp und ließ den toten Bruder nach Madrid schaffen, um ihm im Eskorial ein herrliches Grabmal zu setzen.“

„Sie kennen dieses Grabmal und wissen, wo es sich befindet?“ fragte Miguel aufmerksam, um sich einen notwendigen Plan zu schaffen.

Die Marquise war mit ihrem Gatten wiederholt im Eskorial gewesen. Als Spanier zwang ihn das nationale Gefühl, das eminent-eigenartige Bauwerk wiederholt zu bewundern, mit dem Philipp II. (noch heute der Stolz von Spanien) sein Lebenswerk geschaffen. — Die königlichen Grüfte sind halb unterirdisch. Zur Linken des Einganges befindet sich die geschlossene Rotunde mit den Särgen der Könige und ihrer Gemahlinnen. Zur Rechten ziehen sich große Gänge und Hallen für die allernächsten Mitglieder der königlichen Familie. Das Grabmal von Don Juan d'Autria liegt in einer großen Nische für sich — es ist eigentlich ein riesiger marmorner Sarkophag — —

„Und bietet zweifellos einen guten Schlupswinkel, um —“ Miguel zögerte noch, seinen Verdacht auszusprechen, aber als er den Blick von Milagro in unverminderter Spannung auf sich ruhen sah, nahm er sich den Mut, freimütig zu sagen: „um dem König aufzulauern und einen Anschlag in irgendeiner Form auf ihn auszuführen — —“

„Hälst du das für möglich, Mutter? Und nach der Anlage des unterirdischen Gewölbes im Eskorial für ausführbar und wahrscheinlich?“

„Ja, ich fürchte. Nicht durch einen persönlichen Anschlag. Einen Dolchträger oder bei einem Schuß hätte man den Attentäter sofort gefaßt. Aber vielleicht durch einen Anschlag per Distanz. Eine Höllenmaschine — wie vor einiger Zeit im Tunnel bei Sitges, nahe bei Barcelona, den der königliche Zug passieren mußte —“

Miguel horchte auf: „Davon weiß ich nichts. Haben Sie Einzelheiten darüber erfahren?“

Die Marquise zog den seidenen Mantel fester um den Hals. Man fuhr ins Gebirge hinauf, und die Luft wurde immer kühler, immer reiner und leichter. In der Bestürzung der eiligen Abfahrt hatte sie nicht daran gedacht, daß ein Novembertag hier oben im Norden im scharfen Kontrast zu der immer milden Temperatur Andalusiens stand. Miguel schloß deswegen nun auch das zweite Fenster des Wagens.

„Wir erfahren unter der Hand Einzelheiten, weil mein Gatte immer nahe Beziehungen zum Hofe hatte. In die Allgemeinheit sickerte fast nichts von diesem Attentat, weil es so grauenhaft war — in seiner Anlage — und wegen seiner Attentäter!“

„Erzähle, Mutter!“ drängte Milagro, „vielleicht haben die Kumpane Balthasars von jenen gelernt, — und wir müssen alles in den Bereich der Möglichkeit ziehen, wenn wir Balthasar auf die Fersen kommen sollten.“

„Die Eisenbahn fährt an jener Stelle unmittelbar am Meer entlang. Am Eingang des Tunnels lag, gut versteckt, eine Höllenmaschine, deren Fäden mit der Zündschnur auf ein unscheinbares Boot leiteten. Als Fischer verkleidete Verschwörer wollten von hier aus die Zündschnur bei Annäherung des Sonderzuges in Brand setzen. Das Attentat wurde in der letzten halben Stunde entdeckt. Und das Grauenhafteste war —“

Es kostete der Marquise sichtlich Überwindung, weiter zu sprechen: „Das Grauenhafteste war, — daß — zwei aktive Offiziere als Mitattentäter erwiesen wurden. Stellt euch vor! Aktive Offiziere, die dem König den Eid geleistet — —!“

Miguel starrte in die herben, öden, gelben Felsenmassen, die am Fenster unaufhörlich vorbeizogen: „Dann darf es fast nicht wundern, wenn auch einmal der einzige Sohn des Herzogs von Altamira auf solchen schmachvollen Wegen geht — —!“

Die Marquise dachte an die Vergangenheit. Es war ihr in dieser Stunde, als müsse sie das ganze Lebensbild von Balthasar an sich vorüberziehen lassen. Sie wußte, wie sehr Dona Rufina oft unter der Art, dem eigenartigen Äußeren ihres einstigen Knaben, gelitten. Mehr als einmal hatte Veronika vor der Frage gestanden, — ob in Balthasar, — den sie als Jugendgespielen ihrer Tochter in allen Phasen mit verfolgt hatte, — vielleicht Tropfen fremden Blutes rollten?

Nach einer Weile deutete sie aus dem Fenster: „Dort erhebt sich das Estorial!“

Auf einem weiten Felsplateau lenkte ein mächtiges quadratisches Bauwerk sich von weitem alle Blicke auf sich und ließ das unscheinbare Städtchen gleichen Namens fast verschwinden. Eine große Kuppel wölbte sich in der Mitte. Sonst aber war die langgezogene, zweistöckige Außenfassade in der Unerbittlichkeit ihrer herben Linien, in der Schlichtheit ihrer nach Hunderten zählenden Fenster, in der Schmutzlosigkeit ein Kunstwerk, das sich vollendet der Umgebung in der Natur einer Felseneinsamkeit von gigantischer Erde anpaßte. Nur einer so stolzen, unnahbar verschlossenen, mönchisch einfachen Natur, wie Philipp II. es war, konnte es einfallen, mit diesem Bauwerk in einer Einsamkeit von tausend Meter Höhe sein Lebenswerk zu schaffen! —

Vor dem Bahnhof verließ Miguel das Auto. In allen Einzelheiten hatte er mit beiden Damen die wahrscheinlichen Richtlinien des Planes entworfen, den Miguel nun in der Hauptsache ausführen würde. In der Nähe des Estorial befanden sich einige Hotels mittlerer Güte, die den zahlreichen Reisenden und Besuchern Gelegenheit gaben, bei der schlechten Zugverbindung Station zu machen.

In dem besten Hotel beschloß die Marquise mit Milagro Zimmer zu nehmen, um hier unbeschadet, und doch jederzeit für Miguel zur Hand, den Verlauf abzuwarten. — Das Auto der Marquise sollte dann an den Haupteingang des Estorial Miguel nachgeschickt werden und auf Miguel warten. —

Ein Blick auf die Bahnhofsuhr zeigte noch zwanzig Minuten bis zur Ankunft des Zuges. — Der Chauffeur war gut gefahren. Dieselbe Wegstrecke, die einst Philipp II. als Stichtgekrümmer in seinem Tragesessel in sechs Tagen zurückgelegt, wurde jetzt vom Kraftwagen binnen zwei Stunden bewältigt.

Es war Miguel leicht, sich am Bahnhof unter die Schar der Reisenden zu mischen, die teils nach Norden weiterfahren, teils nach Madrid zurückkehren wollten. Als der Madrider Frühzug einließ, konnte Miguel nahe der Sperre jeden einzelnen, der sie passierte, ins Auge fassen.

Ziemlich als Letzter erschien Balthasar, hinter ihm der alte Cyrillus mit noch einem anderen. Die drei sprachen jetzt jedoch kein Wort miteinander, sondern trennten sich. Trotzdem bezweifelte Miguel keinen Augenblick, daß der Estorial das gemeinsame Ziel sei.

Ein klapperiger, großer Omnibus führte diejenigen Reisenden, die den Weg vom Bahnhof zum Estorial nicht zu Fuß zurücklegen wollten, weiter. Balthasar schlug den Fußweg ein. Miguel hielt es für ratsamer, ihn unauffällig zu überholen und sich in den Omnibus zu setzen, anstatt von Balthasar durch Zufall auf dem überfüllten Fußwege bemerkt zu werden.

Unter den breiten, wuchtigen Säulen der Eingangshalle gab es für Miguel Gelegenheit, Balthasar zwischen den Reisenden zu erwarten, die sich zur Besichtigung der zahlreichen Sehenswürdigkeiten allmählich angesammelt hatten.

Die Wucht des ungeheuren schlichten Bauwerkes kam durch den vor ihm liegenden großen, völlig öden Platz auch in der Nähe zur Geltung. Miguel sah Balthasar jetzt allein herankommen. Außerlich in Kleidung und Gang der Caballeros aus vornehmerm Hause. Aber in seinen Augen, die auf dem Estorial ruhten, lag etwas seltsam Starres. Er hielt den Kopf etwas zurückgelegt, als drücke eine unsichtbare Faust ihn unaufhaltsam vorwärts. —

In sein Verhängnis? In ein von ihm gewolltes Verhängnis? Wenn er Milagro damals bei Betrachtung der alten Gobelins im Festsaal seines Elternhauses gestanden: „Es ist etwas Fremdes in mir, das mich unaufhaltsam drängt, das in mir wühlt, —“ dann stieß ihn jetzt dieses Fremde einem geheimnisvollen Ziel entgegen.

Aus der mächtigen Kuppelkirche schwebten die sonoren Klänge einer Seelenmesse, die Augustinermönche heute dem verstorbenen König Alfonso XII. hielten.

Vor den Schaltern der Eintrittskarten zu den verschiedenen Sehenswürdigkeiten drängten sich zwischen die angestellten Führer allerlei dunkle Existenzen, die unkundigen Fremden unter unverschämter Überforderung ihre Dienste als Führer und Dolmetscher anboten. Balthasar schob jeden von ihnen mit einer verächtlichen Handbewegung zur Seite. Ein Rundgang durch die mönchisch-einfachen Gemächer des spanischen Philipp II. und seiner Tochter? Ein Blick in die entzündenden Zimmer- und Saalfluchten, die der Zeitgenosse Napoleons, Karl IV., im reinsten Empire, trotz dem ewig drohenden Staatsbankrott — ausführen ließ, unterstützt durch die unsterbliche Kunst des genialen Freskenmalers Goya!

Erst als die Aufforderung erklang, sich einer bestimmten Gruppe von Fremden zur Besichtigung der Königsgrüfte anzuschließen, mischte sich Balthasar unauffällig unter die Schar.

Miguel folgte in geringer Entfernung. Er hatte vorhin auf einem ausgehängten großen Übersichtsplan des mächtigen Gebäudes eine gewisse Orientierung erlangt. Der Eingang zum Mausoleum befand sich neben einer breiten, aufwärtsführenden Seitentreppe, und an den Türen zum Chor und der berühmten Bibliothek.

Ein Vorgeleiteter besprach sich mit den Führern und Aufsehern, noch drei Gruppen wollte man in Zeitabständen führen. Dann wurde der Estorial geschlossen, da man das Eintreffen des Königs erwartete, der einen Kranz zum Todestage seines Vaters im Mausoleum niederzulegen beabsichtigte.

Der Führer überflog die Gruppe. Es waren vierzig Teilnehmer. So schloß er die Pforte auf. Miguel vergewisserte sich, daß Balthasar sich unter denjenigen befand, abwärts stiegen. Die Tür schloß sich wieder hinter ihnen. —

Er durfte nicht inzwischen auffallen. So schlenderte er durch den anstößenden Chor und die Bibliothek, wo auf reichgeschnittenen Ständern wertvolle, alte, vergilbte Evangelienbücher in goldgezierten Lederdeckeln standen. Hinter den Glascheiben der mächtigen Wandschränke ruhten berühmte Archive, Chroniken, Abhandlungen.

An den Wänden köstliche, alte Gemälde eines Memling, van Dyck, Rembrandt aus dem Besitz des unglücklichen Königs Jakob von England, die man nach der Enthauptung des Königs hierher gebracht, ehe die Erben des Königs sich zu regen vermochten.

So verging eine halbe Stunde. Miguel sah, wie inzwischen neueingetroffene Fremde sich zu einer Gruppe vor dem Grüfteingang zusammengesunden hatten. Er erstieg einige Stufen der unmittelbar daneben liegenden Treppe. Auf diese Weise hatte er die vollkommene Übersicht über jeden einzelnen der ersten Gruppe, der nun wieder heraufstieg und draußen erschien. — Das war um so besser möglich, als der Führer nun, sein Trinkgeld erwartend, jeden einzelnen vorbeiließ.

(Fortsetzung folgt).

Dein Weg . . .

Dein Weg ist nur dein Weg
Und keines andern!
Du mußt ihn Schritt für Schritt
Alleine wandern!

Kein Mensch auf dieser Welt
Hilft dir ihn finden. —
Du mußt durch eig'ne Kraft
Dich vorwärts winden.

Und darfst in Kampf und Not
Nicht bang verzagen!
Mußt hoffnungsfrohen Mut
Im Herzen tragen.

In dunkler Wandernacht
Nach oben schauen —
Auf deines Lebens Licht
Und Gott vertrauen.

F. W. Niemeier.

Laßt Platten sprechen.

Von Willy Rath.

Sternklar, eiskalt war die Nacht. Gustel Klein, zweiter Küchenchef, schlief bei offenem Fenster im Dachgeschloß eines Hotels unweit Potsdamer Platz.

Wimmernde Töne von draußen nagten an seinem Schlummer, ließen ihn plötzlich wach hochfahren. Er rief ein Kraftwort hinaus; es entsprach seiner athletischen Erscheinung. Kein Aushören! Blühend sank er in die Federnwärme zurück.

Gustel hatte Energie. Die dörrende, lebenverkürzende Herdglut tagsüber bekämpfte er weniger durch kühle Alkoholfuten als durch frischkühle Schlafluft, Sommer und Winter. Trotzdem — der Gedanke, aus warmem Bett in die Eiskälte zu müssen, war schon frühmorgens nicht schön, geradezu erbitternd.

Das Klimplern draußen ließ nicht ab. Zurufe vom Bett aus verhallten wirkungslos. Immer dieselbe Weise: „Wer wird denn weinen, wenn man auseinandergeht...!“ — Das konnte nur der Hotelbuchhalter nebenan sein, der Mühleisen. Netter Junge sonst — was war mit dem los?

Tapfer vor Ingrimm, sprang Gustel aus dem Bett, fuhr in den Mantel.

Was er draußen sah, war heller Irrsinn! Mühleisen saß, in Hemd und Unterhose, auf dem Eisengeländer seines Balkons, starrte sternwärts — ließ seine Mandoline wimmern: „Wer wird denn weinen...!“

„Ganz meschugge?!“ erkundigte sich Gustel. „Sofort ins Körbchen! Mensch, Sie holen sich ja den Tod!“

Der Nachtmusikant nickte — aber das schien dem Tod zu gelten! Er klimperte reglos fort!!

„Ich komme!“ sagte Gustel trocken. „Machen Sie doch mal für 'n Moment auf! Sonst könnt's der Tür Schaden!“

Au der Nachbartür mußte er doch erst trommeln. Das übrige Personal hatte, Gott sei Dank, gesunden Schlaf. Endlich wuchtete Gustel die Tür auf und nahm den Halbnahten mit der unvermeidlichen Hornbrille ins Gebet:

„Sie schnattern ja — sind ja schon blaurot angelaufen! Rast ins Bett! Vorwärts — oder ich muß 'n Rinnhaken anwenden! So — Menschenskind. Mühleisen — wenn schon Selbstmord, muß das musikalisch vor sich gehen? Was kann Ihnen denn bloß aufs Dach gefallen sein? Wie?“

Dabei hatte er den schwächlichen jungen Mann mit Nachdruck im Bett verstaubt, die Balkontür verschlossen, den Schlüssel abgehogen. Jetzt nahm er ungeniert aus dem Nachttischkasten den Revolver, den der Buchhalter ihm einmal gezeigt hatte, und steckte ihn ein. „So... Haben Sie übrigens noch Ihren doosen Spirituslöcher? Gut. Ich hole Rum. Ohne einen steifen Grog überleben Sie nämlich die Nacht nicht!“

Jakob Mühleisen, der nicht aufgehört hatte, zu widerstreben, bäumte sich, trotz Schüttelfrost. „Den Revolver her!! Kann mich totschießen, soviel ich will!“

„Ne — höchstens einmal.“ Gustel deckte ihn begütigend wieder zu. „Ist ja zu machen. Wenn Sie mich überzeugen, es muß sein. — Aber erst: schwißen!“

In einer Minute war er mit der Rumflasche zurück. „Na also —“ Er setzte das Wasser auf. „Natürlich 'n Mä'chen?“

„Wohher w—wi—wissen Sie?“ staunte Jakob; er hatte das Zähneknattern.

Gustel lachte aus vollem Baß. „Das hab ich heligesehen. Begreife bloß nicht: wo Sie sich doch selber vorjaulen: nicht flennen, wenn's aus ist!“

Nach langem Boden — genauer: als ihm vom ersten Glas des guten Grog zum Heulen wohl und weh ward — zeigte sich Jakob mitteilbarer: „... Warum denn weinen... ist eine Platte, Gramm—Grammophonplatte — d—die ha—ha—hat die Schuld!“ Das war das letzte Zähneknattern.

Gustel flökte ihm unverdrossen von dem Heiltrank ein. Das Befinden des Todesandidaten hob sich zusehends. Er erzählte seinem Samariter, der nun erst recht neugierig geworden war:

Jakob Mühleisen liebte die neunzehnjährige Tochter einer Café-Konditorei-Besitzerin im alten Westen; Irma Fluth hieß das Mädel, war „groß und fast ganz schlant, das Gesicht ein bißchen rund, mit lustigen Augen, das Haar braun und entzückend, unmodern lang, im Kranz zopfi... Zopfkranz aufgesteckt!“

Und die Mutter, imposante Frau, durfte nichts ahnen. Und da hatte das junge Paar heimlich verabredet, daß Jakob, wenn er dort zu Gast war, ganz fremd tun sollte, und Irma, die unter den Augen der Mutter nicht mit ihm

zu sprechen wagte, machte ihm wichtige Mitteilungen durch bestimmte Platten, die sie aufs Grammophon legte; denn sie war die „musikalische Leiterin“.

„Hahaha!... Laßt Platten sprechen! Aber wie stellte sie denn das an?“

Jakobs gerötetes Gesicht lächelte verschmigt-melancholisch. Aus dem Nachtschubläschen nahm er ein mit der Schreibmaschine geschriebenes Verzeichnis und las daraus vor:

Heut kann ich nicht; Ausgang verlegt: ... Platte, Troubadour, Kerker-Arie. — — Treffen um fünf, Tiergarten Rolandsbrunnen: ... Platte, Lied vom Rolandsbogen. — — Treffen ebendaseibst um sechs: ... Platte, Tango: Komm in den Park von Sansouci! — — Fort! Mutter findet wieder, du kommst zu oft! ... Goethe-Platte: Wie schlug mein Herz! Geschwind zu Pferde! — — Treffen abends, nur ein halbes Stündchen, Rollendorfsplatz: ... Foxtrott: Gleich nach zehn — oder, je nachdem: Platte, In der Bar um halb zehn... — Und so weiter!“

schloß er feuzend. „War alles so fein vorgelesen.“

„Na, und die Platte: Warum denn weinen —? Was sagte die?“

„Die war gar nicht vorgelesen!“ plähte Jakob los. „Aber der Sinn ist ja verdammt klar! Wir hatten uns leicht verzinkt, gestern, weil sie an jedem, aber auch jedem Schaufenster steh'n blieb, und mir riß der Geduldtsbündel. Wie ich heut hinkomme, wirft sie mir so 'n verstohlenen Blick zu. — Ganz lieb, denk ich noch; aber nachher kapiere ich: der pure Hohn! Denn... da legt sie eben die Unglücksplatte auf, mit dem Auseinandergeh'n! — Wenn einem das geboten wird! Kausgeschmissen, mir nichts, dir nichts! Da drängt sich Jakob Mühleisen nicht auf! — Ich ging, schmiß die Tür zu, daß eine Scheibe rausflog — lehrte sich noch mal um — legte einen Taler hin — und Adieu und fort!“

„Donnerwetter! — Jetzt will ich Ihnen mal was sagen. Hab auch so meine Erfahrungen, mit meinen vierundvierzig Jährchen. Das Unglück schmedt nämlich nach Malör. Kinderei wär's — wenn Sie nicht wie 'n ziemlich dämlicher Hund gleich die Scheibe zertüppert hätten und damit — Ah was, ich werd' sehen, das kriegen wir schon gar. Meine „Ente à la Rouen“ ist schwieriger. Wär' ja gelacht!“

Am Nachmittag sah groß, gewichtig Gustel Klein im weißgoldenen Herzen des Cafés Fluth, bei den gehäufsten Süßigkeiten. Die Tochter mit Zopfkranz sah er nicht. Nur Frau Fluth, die stolze Bierzigerin. Hm, wenn das Mädel nach Mutti schlägt... dachte Gustel voller Respekt.

Auf seine harmlose Unterhaltung ging Frau Fluth zunehmend leutselig ein. Bei seinem dritten Kaffee mit Windbeutel kam sie hinterm Büfett hervor, da sie hörte, der herkulische Gast war Hotelküchenchef. Sie sah ihn prüfend an, schien Vertrauen zu gewinnen, fragte, ob er sie wohl beim Kauf einer guten Weinstube beraten möchte?

Er sagte zerstreut zu. Und fragte „leischthin“ zurück: „Sie sollen ein schönes Töchterchen haben, Frau Fluth?“

Sie ward mit einem Ruck kühl.

Er erschrak: Donnerwetter, falsch gestartet! Aber schon tauchte in ihrem Blick ein Verstehen auf. „Ich weiß, wer Sie schickt!“

„Schiden nicht, aber —“

Da — jetzt hatte er sich ganz verheddert!

Frau Fluth lachte herzhast auf. „Ich habe ja mehr gemerkt als das Pärchen dachte. Er war mir bloß zu zahm, zu schlapp. Aber gestern — als er die Tür schmiß — ganz wie mein seliger Hugo! Und wie der den Taler hinwarf! Also da hat er mir zum erstenmal als Mann imponiert!“

Gustel lachte aufrichtig mit. „Das ist ja — großartig!“

Die Scheibe war übrigens verschickt. Den Taler kann er sich holen. Außerdem kostet so 'ne Scheibe sieben Emm...“

Nun griff sie auf die Weinstube zurück. Es interessierte ihn schon. Und die Frau war entschieden stillisch und frisch.

— Für jetzt allerdings verlangte ihn nach Näherem über die Stimmung der Tochter; denn draußen stiesste der arme Jakob bei zehn Grad Kälte in Hochspannung herum!

Frau Fluth witterte seine Rauheit und saute ab. Da drang aus dem Hausinnern wildes Freudengeheul und verstummte plötzlich. „Das muß doch meine Tochter sein!“

Sie verschwand. Gustel Klein wartete gespannt. Bald erschien sie wieder und winkte ihm mit dem Zeigefinger.

Es ging durch einen Korridor voll Bädereidust. Dann ließ sie ihn durch einen Glashang spähen. Und er sah, hocherfreut:

Da war eine kurze Treppe, und da sahen: ein schönes schlankes Mädchen mit kastanienbraunem Zopf, ein unbändiger Hund und — Jakob Mühleisen, aufgelöst in Seligkeit. Das sah man von oben. Und das Mädchen streichelte abwechselnd den Schäferhund und den Jakob.

Das Pärchen fuhr zusammen, als Frau Fluth die Glas- tür öffnete. Der Hund sprang aufgeregt hinauf, hinab. Aber alles klärte sich in Heiterkeit auf.

Fräulein Irma hatte nur versehenlich gestern die ver- kehrtete Plattenseite aufgelegt. Er tönen sollte der „Walzer- schlager“ nach dem unverwüftlichen alten Lied: „Ich bin dein, du bist mein. Des sollst du gewiß sein!“!!!

*

Wonach höchstens noch zu berichten wäre, daß dann, als man zu viert bei Punsch und Ananas-Pfannkuchen saß und Gustel Klein endlich Frau Fluth den Hof machte — daß da die stolze Frau persönlich den neuesten Seelenschlager auf- legte:

„Nicht gleich so wilderwegen! — Das muß man über- legen — Über Nacht, über Nacht — Hat sich manche bedacht.“

Ein Paar schwarze Schuhe.

Aus dem Tagebuch eines Neroöfen.

Von Stefan Szekely.

Nun, ich wußte ja, daß es so kommen mußte. Es ist halb neun. Man redet umsonst, man jammert umsonst, man wird doch nicht rechtzeitig geweckt. Bis das Frühstück gebracht wird, ist es dreiviertel neun. Rasieren fünf Minu- ten, Weste, Jacke drei Minuten, im besten Fall kommt man fünf vor neun weg.

Und der Generaldirektor erwartet mich um neun. Ich muß bei ihm wegen der Stellung vorsprechen; gute Er- scheinung und Pünktlichkeit wichtig, sogar sehr wichtig. Man sagt, der „General“ gibt viel auf Pünktlichkeit.

Ich hantiere mit den Kleidungsstücken wie ein Ver- wandlungskünstler. Das Frühstück warte ich gar nicht mehr ab. Aber welche Schuhe? Ich habe einen braunen Anzug an. Also gelbe Schuhe. Oder doch lieber die schwarzen? Nein, gute Erscheinung, ich nehme die gelben.

Sechs vor neun stürze ich die Treppen hinunter. Draußen regnet. Die Straße schwimmt. Und nirgends eine Straßenbahn, kein Wagen, kein Auto. Zu laufen eine halbe Stunde. Ich bin verloren. Ein Reich für ein Auto!

Siehe da: es kommt eins. Ich stürze vor, winkle. Der Chauffeur würdigt mich keines Blickes. Das Fährchen ist abgedreht. Ich springe beiseite. Direkt in eine dicke Schmutzklappe hinein. Und der schöne gelbe Schuh auf meiner Rechten taucht kohlraben-schwarz empor... Gute Erschei- nung! Schwarz-gelb bestieft!

Neun Uhr zwei Minuten!!

Dort drüben ein kleiner Schuhmacherladen. Ich springe, reiße die Türe auf.

„Mann, retten Sie mich!“

„????“

„Betrachten Sie meine Füße! Bugen Sie mich wieder zurecht! Ich möchte meine gelben!“

„Ja — das wird wohl nicht so einfach sein.“

„Dann streichen Sie bitte auch den anderen Schuh schwarz an!“

Der Mann räuspert sich. Kracht sich den Kopf. Bringt Farbe. Er setzt sich an die Arbeit. Neun Uhr fünf. Ich besitze bald zwei schöne schwarze Schuhe.

Hinaus auf die Straße. Endlich ein Auto. Fahren Sie so schnell Sie können!“

Am Viertel nach neun stehe ich atemlos vor der Türe des „Generals“.

„Liebster Herr Sekretär, ich konnte nicht früher... eine Tante ist soeben angekommen... das heißt ge- storben... Rämlich unterwegs... Ein furchtbarer Zu- sammenstoß... Zwei Schnellzüge... Schrecklich!... Ich bin aber hoffentlich noch nicht zu spät gekommen...?“

„Biel zu früh!“

— ?

„Sehen Sie doch den Brief an, den Sie bekommen haben. Heute ist Freitag. Sie sind auf Samstag neun

Uhr bestellt. Der Herr Generaldirektor ist heute gar nicht in Berlin.“

„So so... So so!... hm — — Und ich renne wie ein Besessener hierher!“

Ich empfehle und gehe ab.

Jetzt kann ich aber schön gemächlich nach Hause spazieren... Ja! Es ist doch entsetzlich, wenn man so zerstreut ist. Die verdammte Nervosität!

Aber der Schuhanstrich... Zu dumm! — Aber im Grunde doch eine gute Idee. Eigentlich ein glänzender Einfall!... Die gute Erscheinung war in Gefahr. Habe ich mich doch mit einer eleganten Geste aus dem Dreck ge- zogen. Im wahrsten Sinne des Wortes.

Da sieht man wieder, was das ausmacht, wenn man den Kopf nicht gleich verliert. Der rasche und entscheidende Schritt ist das Geheimnis des Erfolges. Der Mann, der es kann, ist nie verloren, er kommt vorwärts im Leben. Er muß vorwärts kommen. Jawohl! Ich fühle, daß ich durch dieses Erlebnis ein neuer Mensch geworden bin.

Mit elastischen Schritten schreite ich die Treppe auf- wärts, mit einer energischen Bewegung öffne ich die Türe. Erhobenen Kopfes trete ich ein. Ich sehe mich um und was sehe ich?

Ich sehe zwei Schuhe. Zwei Schuhe liegen vor meinem Bett. Der eine ist gelb, der andere ist schwarz. An meinen Füßen sind zwei weitere schwarze. Drei zu eins: sicher ge- wonnen!

Nein. Ich beginne kein neues Leben!

Wie der Kanuri sagt...

Neger-Sprichwörter aus dem Kameruner Hinterland.

Rings um den Tschadsee, dem großen See im Hinter- lande unserer einstigen Kolonie Kamerun, haust das Neger- volk der Kanuri. Wie alle Völker auf Erden, verfügen auch sie über einen Schatz an Sprichwörtern, die gerade bei ihnen deshalb so interessant sind, weil sie in den schlichten Bildern, die aus ihrer doch so einförmigen und inhalts- armen Umwelt gegriffen, tiefen Sinn und besonders feine Beobachtungsgabe offenbaren.

So sagen die Kanuri: „Lecke deine Lippen erst ab, dann rede.“ Wer könnte wohl Moltkes Wahlspruch „Erst wägen, dann wagen“, mit anderen Worten treffender ausdrücken?

Oder: „Halte die Spitze deiner Lanze voraus, wenn du gehst.“ Wir sagen: „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.“

„Probieren, einen leeren Sack zum Stehen zu bringen, einen ganzen Tag lang, wir wollen sehen, ob er steht.“ Dieser köstliche Vergleich hat den Sinn unseres: „Wo nichts ist, ist nichts.“

Für „den Balken im eigenen und den Splitter im frem- den Auge“ — ein Vergleich, der nur in seiner zweiten Hälfte, und dann noch in den allerfeinsten Fällen zutrifft, hat der Kanuri folgendes Bild: „Du bist wie eine Lampe, du er- hellst den ganzen Raum, nur unter dir ist es dunkel.“

„Ein Haar kann das ganze Essen verderben“, sagt er und meint: „Kleine Ursachen, große Wirkungen.“

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ — Der Kanuri denkt an die beschwerlichen Wanderungen durch seine Wüsten und sagt: „Es sei, wie wenn man im Sande geht, da ver- tritt man sich einander die Fußspuren. Das heißt, einer geht voraus und die anderen stapfen in seinen Spuren hinterher.“

Da der Kanuri in seinen Hütten keine Tür hat, so kann er auch nicht damit einem anderen „ins Haus fallen“. „Man muß es machen wie die Rahe beim Fressen, die erst am Rande ableckt“, sagt er daher.

Ebenso gut beobachtet ist: „Wenn einer einen Leguan (eine große eßbare Eidechse) verfolgt, so werden beide voll Schmutz, der Gejagte und der Jäger.“ Wir haben kein Sprichwort dafür und können den Sinn nur frei übersehen mit: „Wer Rech anfacht, besudelt sich.“

Wie plastisch sind die beiden Sprichwörter: „Stich einen Hirsch nicht mit einer Nadel“ — Ich es nie am nötigen Ernst und Nachdruck an einer Sache fehlen — und „Du sollst keine Läufe auf einen Stod aufreihen“ — kümmer dich nicht um geringe Dinge.

Jeder ist sich selbst der Nächste“, sagen wir. Der Kanuri drückt das so aus: „Wer kracht, kracht seinen Körper.“

Ganz verzweifelt rufen wir: „Wie man's macht, ist's falsch!“ Dieses Dilemma kennt der Kanuri auch, er tröstet sich mit seinem Sprichwort: „Das ist wie die Zunge im Munde, man kann sie weder herunter schlucken noch aus- spucken.“